

Schreiben für das Ohr (Teil 4 – Schluss)

Schreiben, Sprechen, Hören, Verstehen

Von Ralf Dömmling

Vom Hören und Verstehen

Mein Co-Pilot und ich sitzen auf der Terrasse und planen einen Kurzurlaub. Im Drei-Minuten-Abstand starten die Jets am Hamburger Flughafen und lassen die Düsen krachen.

Dazwischen startet mein Co durch die Stimmwerkzeuge einen Luftstrom, der so schwach ist, dass sich keine Kerzenflamme neigen würde, so dass eine kurze Abfolge von Luftschwingungen entsteht mit den Lauten: „Sollten wir einen Abstecher vorsehen nach Ferropolis?“

Zusammen mit dem Fluglärm wandelt mein Hörapparat die Schwingungen in Nervenerregungen um, und weiter geht's zum Hirnstamm, der reagiert: Fluglärm bekannt, Deckung gehen nicht nötig, und weiter geht es an das sensorische Sprachzentrum der Großhirnrinde: Dort Frust, die Klanggestalt muss zurechtgeformt werden, bereinigt werden vom Fluglärm.

Erst jetzt kommt das Bewusstwerden, das Verstehen im landläufigen Sinne. Die Großhirnrinde gleicht die bereinigten Schallbilder ab mit den gespeicherten Wortbildern. Der Speicher meldet: „Alle Wörter bek..; stopp; brauche Bedenkzeit: Ferropolis, Ferropolis, Ferropolis???, Ferrum=Eisen;

polis, polis, polis???= Stadt. Eisenstadt??? ...richtig: Freilichtmuseum, schon mal gewesen.“ Jetzt ist das Gemeinte erfasst, ich kann überlegen und antworten.

Vom Zuhörer wird schon einiges erwartet, viel Geduld und Bereitschaft zur Mitarbeit. Zuhören ist nicht mehr unsere Stärke. Es soll mehr offene Mäuler als Ohren geben. „Zuhören konnten die Jünger von Buddha, Jesus und Mohammed; und hätten sie nicht zugehört, die Religionen wären nicht entstanden, denn ihre Stifter haben nichts geschrieben.“

Eigenschaften (Adjektive)

„Bevor Sie ein Adjektiv hinschreiben, kommen Sie zu mir in den Dritten Stock und fragen, ob es notwendig ist.“ Das musste sich ein neues Redaktionsmitglied sagen lassen vom Zeitungsverleger Georges Clemenceau, später Ministerpräsident von Frankreich.

Ganz so streng müssen wir es nicht nehmen, jedoch berücksichtigen, dass das Adjektiv ein beliebter Blähkörper ist. Ähnlich manchen Füllwörtern (**dann, gar, ja, nun, wohl usw.**) sind Adjektive häufig entbehrlich, sie bereichern das Schwatzvergnügen und simulieren Tiefgang, wo keiner ist, was ebenso für manche Modewörter gilt.

Verlangt der treffende Ausdruck nach einer Eigenschaftsbeschreibung oder reicht die Bildaussage: Das ist die Frage in vielen Fällen. Die Mitteilung mit Worten ist stets schwächer als die Mitteilung mit einem Bild. Völlige Enthaltbarkeit bei Adjektiven ist im Zweifel besser als das Gegenteil.

Vornehmlich das Hauptwort schätzt eine nähere Bestimmung (Attribut) nur in dem Fall, wenn eine Verwechslung nahe liegt und eine Unterscheidung zwingend ist, z. B. „das visuell Wahrgenommene; individuelles Wissen; theoretisches Minimum“; aber: „überkandelte, tiefenhermeneutischer theoretischer Unsinn“.

„Nicht meine Eigenschaften sollst du nennen, nein, du sollst ganz allgemein bleiben und diejenigen meiner Eigenschaften angeben, die man mir landläufig beilegt, außerdem die, an denen man mich erkennt, damit ich nicht verwechselt werde.“ So wunderbar aus der Sicht des Hauptwortes hat es W. E. Süskind beschrieben (Vom ABC zur Sprachkunst).

Hauptwörter (Substantive, Nomen)

In der Sprache kommt alles auf den Zusammenhang an. Sie können den Bilderreichtum der Sprache liefern und die Leuchttürme im Satz sein, die Hauptwörter. „Ich kann meine Armee nicht im Sack transportieren“, entgegnete ein General im Dreißigjährigen Krieg, als man ihm das rüpelhafte Benehmen seiner Soldaten vorhielt. Goethe macht „im Sack“ zur Pointe des Satzes. Überraschend wirkt in der Regel nicht das Ausgefallene, sondern das Einfache. Der Ausdruck „im Sack“ ist ein Überraschungsmoment, inhaltlich und klanglich.

Sie können so bildmächtig sein, die Nomen, und dennoch warnen Sprachkenner

vor dem sog. Nominalstil, der das Hören und das Verstehen so erschwert. Niemand wendet etwas ein gegen die bildhaften Hauptwörter wie etwa Blitz, Donner, Wolken, Regen, und ebenso eingängig sind die bildnahen Begriffs-Hauptwörter wie Anmut, Freude, Sehnsucht oder Treue.

Daneben schreiben wir Wörter groß und halten sie für Hauptwörter, die bildentleert sind. Diese Nomen charakterisieren den Nominalstil (Bundesbeamtenversorgungserweiterungsgesetz).

Und damit nicht genug. Wir beschreiben das Handeln mit Hilfe von Hauptwörtern und machen unseren Ausdruck damit schwerfällig. Statt anfangen, liest man „in Angriff nehmen“, statt beweisen „unter Beweis stellen“, statt beschließen „Beschluss fassen“ usw.

Was andere Sprachen nicht erlauben, erlaubt das Deutsche: Zusammensetzungen von Wortgattungen (Hauptwort, Zeitwort usw.) zu neuen Begriffen. Das nennt man Sprachschöpfung. Wir mögen die neuen Geschöpfe nicht, doch wir brauchen sie: Zwischenbilder, Überblendvarianten, Nachladezeit, Rezeptionsverhalten, Videoschnittprogramme, Kreativbeschleuniger, Zeitraffervideosequenzen, Konvenienzprodukte. Und was wären wir ohne die Endsilbe ...ung: Ausgliederung, Bedingung, Begeisterung, Erstellung, Einbeziehung, Erleichterung, Überwältigung, Verantwortung (alles Wörter aus dem AV-DIALOG).

Mit dem Zusammensetzen beginnt das Leid, und zwar, wenn das Sprachgefühl zugunsten der Präzision auf der Strecke bleibt. Bei dem Wort „Videoschnittprogramme“ sind die Nahtstellen allzu deutlich, ganz anders bei „Ringfinger, Nasszelle, Leichtfuß, Sitzkissen, Zielscheibe“.

Je bildentleierter ein Begriff ist, desto schwerfälliger überwindet er den Eingangskanal. Unsere Eingangskanäle sind dankbar für das Bildhafte und für eine angemessene Redundanz, die das Verstehen erleichtert oder erst möglich macht beim Zusammenreffen abstrakter Begriffe oder unüblicher Fremdwörter oder fremder, unerwarteter Informationen.

Vom notwendigen Überfluss Die treffende Redundanz

„Die Sparsamkeit an Redundanz, die Konzentration auf die Fakten kann übertrieben werden. Redundanz, das scheinbar Überflüssige und fälschlich so Benannte, sichert Texte gegen Verstümmelung ab, hebt den Erwartungshorizont der Hörer, schließt die Lücken ihres Wissens, macht das Abstrakte anschaulich und erleichtert das Lernen.“ (Wolf Schneider)

Soll ich im Telegrammstil schreiben oder darf es etwas mehr sein? Und worin unterscheidet sich Redundanz von Geschwätzigkeit?

Begeben wir uns in die Rolle eines Partners gegenüber unseren Adressaten, unserem Publikum. Wir wollen nicht vernebeln, nicht übermäßig geschwätzig sein und vermeiden schwammige und aufgebläse Wörter, damit wir uns mit geringem Reibungsverlust mitteilen können und das Risiko der Missverständnisse gering bleibt. Was ist zu tun?

Dass man folgerichtig schreibt und sich um einen optimalen Satzbau bemüht, darüber hatte ich in den Ausgaben 4/2014, 1 und 2/2015 geschrieben. Hinzu kommt eine angemessene Redundanz, das richtige Maß an Überfluss, an Weitschweifigkeit.

Verfolgen wir am Fernseher ein Fußball-

spiel und die Menge brüllt „Tooor!“, dann sind wir gut informiert, auch wenn wir uns gerade im Nebenraum aufhalten. Ähnlich wortkarg geht es mit Einwort-Zurufen zu im Operationssaal oder auf dem Bau.

Davon abgesehen brauchen wir Redundanz, je nachdem, wem ich es sage und was ich zu sagen habe, verlangt meine Mitteilung nach weniger oder mehr Ausführlichkeit.

Nicht immer ist Sparsamkeit angezeigt. Abhängig ist die Dosis vom Erwartungshorizont und dem Erfahrungshorizont des Publikums. Wie viel Verständnis bringt das Publikum mit für das Thema des Vortragenden, für das Thema einer Schau? Das ist die Frage. Wie beurteile ich den Wissensstand meines Publikums?

Dazu kommt, dass der Bedarf an Ausführlichkeit zunimmt, je müder unser Publikum wird oder ist.

Simple Sätze von kristallklarer Schärfe aneinandergereiht bieten dem Hörer keine Pause und machen müde. Viele Themen sind interessant, jedoch kompliziert und abstrakt. Was hilft?

Wer sich informieren oder lernen will, braucht Redundanz, d. h. Anekdoten, praktische Beispiele, Rückgriffe, Zusammenfassungen und Erholungspausen. Dazu gehört ein gewisses Maß an Füllwörtern und Begriffswiederholungen, aber nicht nach Synonymen suchen. Die knappe Formulierung ist effizient und spart Zeit, sie büßt aber an Anschaulichkeit ein.

Wir brauchen keinen Zungenmarathon in einer Schau, nicht die Verliebtheit in das Sprachprodukt und in die Bilderflut, sondern im Sinne einer höflichen Verständigung mit unserem Publikum eine gewissenhafte Kalkulation über das Maß und das

Zusammenspiel von Bildern, Worten und weiteren Tonanteilen. Das ist nicht Dramaturgie, jedoch nützliches Handwerk.

Die Botschaft im Lukas-Evangelium lautet nicht: „Heiland geboren“. Sondern: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, ...“ Wir lieben Morgenrot vor der Sonne.

Zeitwort (Verb)

„Hauptwörter kann man besitzen, Zeitwörter muss man anwenden; sie setzen Aktivität voraus.“ (W.E. Süskind)

„In den Ruhestand der Hauptwörter bringen sie den Geist der Bewegung“, die Zeitwörter. Erst durch sie bewegt sich etwas, es blüht Leben auf. Die Zeitwörter bringen einen Formenreichtum in die Sprache. Die Aussageformen Indikativ (Wirklichkeitsform) und Konjunktiv (Möglichkeitform) sowie die Zeitformen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) bringen in Klang und Sinn eine Vielfalt, wie sie keine andere Wortgattung besitzt. Ein Zeitwort bietet verschiedenste Ausdrucksmöglichkeiten, die es zu nutzen gilt.

„Im Zeitwort drückt der Schreibende aus, wie er es wirklich meint; er sagt im Zeitwort, wie er sich entscheidet und wo er hinstrebt.“ (W.E. Süskind)

Die Zeitwörter könnten die Königswörter sein. Doch wo Licht ist, ist auch Schatten. Wer sich auskennt, der hadert mit den schwerfälligen zusammengesetzten Formen oder den Hilfszeitwörtern (haben, sein, werden). Auch bei den Zeitwörtern schleicht sich Wortmüll ein: stabilisieren, verbalisieren, stigmatisieren, vorprogrammieren, realisieren, konzertieren, kontaktieren.

„Keinen Beifall verdienen ferner die

Luftwörter“ (Jean Paul): erfolgen, bewirken, bewerkstelligen usw.

Man kann es drehen und wenden wie man will: Unsere Sprache verführt zum Blähen, Spreizen, Strecken, Vernebeln und Missbrauchen.

Doch es ist ein kleines Erfolgsgefühl, sich aus der Zange zu lösen; damit meine ich das Entdecken einer schlanken, eleganten Sprachform, wenn auch nur im Einzelfall.

„Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Tal.“ (Goethe)
„Der Sturm geht lärmend um das Haus.“ (Eichendorff)
„Er sah nach draußen, wo der Winter sich mit der Elbe beschäftigte.“ (Lenz)

Aktiv und Passiv

„Blasen, Jagen, Herumschlagen“ bringen Bewegung in die Hauptwörter. Die aktiven Zeitwörter machen die Texte leicht verständlich. So ist es kein Zufall: In der Deutschen Dichtung sollen nur 1,5 Prozent aller Sätze im Passiv aufgebaut sein, hingegen 9 Prozent in deutschen Zeitungen (Duden-Grammatik).

Die Passivform war und ist die Domäne der Gebrauchsanweisungen und der Kochbücher.

„Wenn die Batterien ... entnommen werden, wird die ... gelöscht. Daraufhin werden das Display ... gelöscht. Der Rechner kann ... betrieben werden.“

Es bleibt zwar ein Werkzeug des Befehls, klingt aber angenehmer, wenn man statt „Die Pflaumen werden gewaschen ...“ liest: „Die Pflaumen waschen, halbieren und entsteinen. Den Spinat waschen, abtropfen lassen und klein schneiden. Die

Banane schälen und vierteln.“

Beliebt ist das Passiv insbesondere in der Sprache der Politik sowie im Kanzleideutsch und zuweilen noch im Journalismus, weil die Passivform das sprachliche Mittel ist, die handelnden Personen zu verschweigen.

Die Passivform ist gerade im Zeitungsdeutsch auf dem Rückmarsch. Aber warum lese ich z. B. im AV-DIALOG: „gesetzt **werden**, **wurde** unterbrochen, geführt **wurde**, **wurde** montiert, gesteuert **wurde**.“ Wir schreiben anders, als wir sprechen. Ist das ein Grund, warum uns die Passivform blendet?

Die handelnde Person bleibt unbekannt. Die Form des Zeitworts ist umständlich, denn das Passiv können wir nur mit dem Hilfsverb „**werden**“ bilden; der Satz wird undurchsichtiger, weniger anschaulich und weniger schwungvoll.

Ludwig Reiners meint: „Erzählen Sie

Handlungen in der Tatform! Die Leideform ist nur berechtigt, wenn Sie Leidensvorgänge wiedergeben wollen, wenn der Täter unwichtig ist oder verschwiegen werden soll.“

Das Feilen

„Drei Viertel meiner ganzen literarischen Tätigkeit ist überhaupt Korrigieren und Feilen gewesen. Und vielleicht ist drei Viertel noch zu wenig gesagt.“ (Theodor Fontane)

Die Stilmeister haben es vorgemacht, nach dem ersten Niederschreiben haben sie unermüdlich verbessert, umgegossen, neu geschrieben, weil sie wussten, nur so schreibt man einen guten Stil.

Ludwig Reiners empfiehlt: „Sie müssen jeden Text sorgfältig durchfeilen! Lesen sie ihn mehrmals durch, jedes Mal auf einen anderen Fehler. Am besten lesen sie laut einem anderen vor, der kritisch ist.“

Und das sollten wir im Auge behalten:

1. Ist der Text inhaltlich richtig?
2. Haben wir alles Handeln in Zeitwörtern (im Aktiv) wiedergegeben?
3. Haben wir das Zeitwort so früh wie möglich in den Satz gestellt?
4. Haben wir stets einen anschaulichen Ausdruck gewählt?
5. Können wir auf Eigenschaftsworte verzichten?
6. Sind die abstrakten Hauptwörter zu vermeiden?
7. Haben wir kurze, klare Haupt- und Nebensätze gewählt?
8. Wie viel Redundanz ist nötig?
9. Stehen die Hauptsachen im Hauptsatz?
10. Steht das Bekannte im Hauptsatz vorne, das Neue, das Unbekannte, das Wichtige am Ende, aber nie in der Mitte?

Wolf Schneider sieht in manchen Sätzen einen schlecht beleuchteten Irrgarten und schreibt: „Nichts scheint schwieriger, als die Scheinwerfer zuerst und nicht zuletzt aufzublenden, den zweiten Schritt nach dem ersten zu tun, Haupt- und Nebensachen vernünftig zu gewichten. Der verständliche Satz erleuchtet den Garten, wenn man ihn betritt, und nicht, wenn man ihn verlässt.“



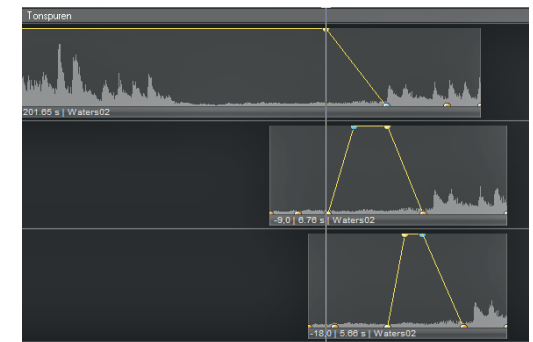
Der AV-Dialog-Tipp: Halfnahmen Künstliches Ende

Von Klaus Fritzsche

Im letzten Heft wurde in einem der Rückblick-Artikel der Begriff „Halfnahmen“ erwähnt. Viele werden mit dem Begriff nicht viel anfangen können, andere werden sich wieder an einen Kniff erinnert haben, der vor etlichen Jahren bei einem Seminar von Mathias Michel vorgestellt worden war. Auch bei mir war der Begriff in Vergessenheit geraten, obwohl ich diese Technik schon mehrfach (früher) angewendet hatte. Um was geht es dabei?

Manchmal muss man ein Musikstück ausblenden, weil es für eine Bildsequenz eben zu lang ist. Das einfache Ausblenden hört sich aber meistens nicht besonders gut an. Mit den Halfnahmen kann man nun das Ausblenden so verschönern, dass es sich bestenfalls wie ein echtes Ende des Musikstücks anhört.

Dazu wird der ausgeblendete Abschnitt kopiert und dann in der Regel zwei oder drei Mal in weiteren Tonspuren wieder eingefügt. Die Kopien werden jeweils zeitlich versetzt und im Pegel reduziert. Im Beispiel ist der zeitliche Versatz jeweils etwa eine Sekunde und der Pegel ist um jeweils 9 dB



abgesenkt. Beide Werte sind Anhaltspunkte, sie müssen experimentell auf die jeweilige Situation angepasst werden.

Die Halfnahmen sind sicher kein Allheilmittel, aber in manchen Fällen verhelfen sie zu einem hörbar besseren Soundtrack.

Welche AV-Tipps kennen Sie? Schreiben Sie an die Redaktion! Andere Leser interessieren sich auch dafür.

AV-DIALOG – mitlesen, mitgestalten, mitschreiben!